

Die Unübersichtlichkeit der Gegenwart.

Die zeitgeschichtliche Sammlung im Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis

Andreas Ludwig

Ein wohlmeinender Historiker hat einmal an seine Zunftgenossen die Mahnung gerichtet, mit der Geschichte verhalte es sich wie mit dem Autofahren: mit einem zu geringen Abstand begeben man sich selbst in Gefahr. Ein anderer war eher fasziniert: Zeitgeschichte sei Geschichte, die noch qualmt. Wir wollen die Dinge ganz so dramatisch nicht sehen, aber auch nicht übervorsichtig sein und warten, bis der Vordermann außer Sicht geraten ist, um unser Museum zu bewegen. Vielmehr gilt es, das museale Maß gegenüber der Gegenwart zu finden und zu fragen, wie dicht an den Ereignissen und Prozessen das Museum sammelnd tätig werden soll. Im Folgenden möchte ich dazu einige generelle Überlegungen formulieren und anschließend auf die Sammlungspraxis des Eisenhüttenstädter Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR eingehen.

Hier zunächst also das Allgemeinere:

1.

Die Objekte der materiellen Kultur sind die Dingwelt der Gesellschaft, sie sind so komplex und vielfältig wie diese selbst. Wenn das Museum sammelt, setzt es sich in ein Verhältnis zu dieser Gesellschaft mit ihren dinglichen Ausstattungen, es reflektiert sie – gleich, ob dies mit Blick auf die Vergangenheit oder auf die Gegenwart geschieht. Es macht grundsätzlich also keinen Unterschied, wo man die zeitlichen Grenzen der Sammlungsarbeit setzt: entscheidend ist die Reflexion der Kriterien, unter denen man sammelt. Wenn wir uns den Titel dieses Beitrags noch einmal vergegenwärtigen – „Die Unübersichtlichkeit der Gegenwart“ –, so gilt dies natürlich auch für die Vergangenheit, denn die Sicherheit der Kenntnisse über historische Prozesse ist eine ebenso trügerische Sichtweise, wie die Warnung vor der unüberschaubaren materiellen Kultur der Gegenwart eine ängstliche Haltung ist.

Dennoch bestehen gravierende Unterschiede, die zu bedenken sind, und Haltungen, die es zu beziehen gilt. Kommen wir zunächst zu den Unterschieden:

2.

Der englische Philosoph Michael Thompson hat Anfang der 1980er Jahre eine Theorie des Mülls entwickelt, die Michael Fehr auf das Museumssammeln hin konkretisiert hat. Sie besagt, dass jedes Objekt einen Lebenslauf hat: Es ist zunächst ein Gebrauchsgegenstand, der, wenn er nicht mehr gebraucht wird, entwertet, tendenziell zu Müll wird, bevor er im Zuge seiner Wiederentdeckung zu einem kulturellen Gegenstand mutiert. Die Zeit zwischen Gebrauchswert und kulturellem Wert nennt er die „Müllphase“, die wir vermutlich irgendwo zwischen 30 und 70 Jahren ansiedeln können. Das Jugendstilmöbel der Zeit um 1900 gelangte in den 1970er Jahren ins Museum, wenige Jahre zuvor war es noch für ein Spottgeld auf dem Trödelmarkt zu erwerben. Die gegenwärtigen Retromoden benötigen nur noch zwischen 30 und 40 Jahren für die Wiederentdeckung vergangener Stile. Natürlich wird nicht alles, was die Müllhase übersteht, zu einem kulturell wiederentdeckten Objekt, es kommt auf die Neuinterpretation an, die von Sammlern, Museen oder ähnlichen Institutionen vorgenommen wird. Es findet also eine Selektion statt, die ihre Begründungen in der Wissenschaft ebenso findet, wie im Seltenheitswert, dem Marktpreis oder individuellen Vorlieben, die an die Öffentlichkeit getragen werden. Wichtig ist: Die Kulturierung und Musealisierung erfolgt ausschnitthaft und unter sich ständig verändernden Bewertungen.

3.

Wenn wir diese transitorische Qualität der materiellen Kultur grundsätzlich anerkennen, bleibt doch die Müllphase der Objekte eine gefährlich Falle: Die meisten Dinge verschwinden in ihr, werden buchstäblich zu Müll, also entsorgt, zerstört, irgendwann unauffindbar. Es geht den Dingen, wie den Dokumenten: Wir alle kennen die Probleme, die mit fehlenden Quellen verbunden sind: man ist gezwungen, indirekte Schlüsse zu ziehen, weil eben genau der entscheidende Beleg nicht mehr vorhanden ist. Was bleibt, ist schlimmstenfalls Spekulation. Die berühmt-berüchtigte Arbeiterküche ist so ein Klassiker der Irreführung aus Not. Man will die Lebensweise der Arbeiter im 19. Jahrhundert zeigen und nimmt ein Objekt der Ausstattung eines Kleinbürgerhaushalts aus dem 20. Jahrhundert. – Will man den Zufällen der Überlieferung entgehen, muss vorausschauend gesammelt werden und das gelingt nur, wenn man den Dingen noch in der Phase ihres Gebrauchswerts genügend Aufmerksamkeit schenkt.

4.

Also alles sammeln, was uns umgibt? Museumspraktiker werden sofort einwenden, dass dann die Sammlungsdepots überquellen würden. Schon der Züricher Philosoph Hermann Lübbe hat die beschleunigte Musealisierung der ausgehenden Industriegesellschaft mit ihren massenhaft hergestellten Produkten und nutzlos gewordenen Maschinen kritisiert und eine doppelte Beschleunigung vorausgesagt: Je schneller der gesellschaftliche Wandel, je mehr kommt ins Museum. Die Zahl der neu gegründeten Industriemuseen im Osten Deutschlands in der Zeit nach 1990 spricht hier Bände, fügt sich aber in einen allgemeinen Trend zur Museumsgründung seit den 1980er Jahren bruchlos ein. Die Musealisierungsfolgen des Zusammenbruchs der DDR gehen jedoch deutlich weiter. Ich meine damit nicht nur die etwa 25 sogenannten „DDR-Museen“, sondern auch an die zahlreichen Heimattuben, die in den letzten 20 Jahren entstanden sind. Dies sind bürgerschaftliche Projekte im Selbstauftrag, die auf den Wandel sammelnd reagieren und gleichsam ein Spiegelbild des Veränderungsdrucks, aber auch der Befreiung sind. Am Beispiel der DDR-Museen wird die Problematik einer überbordenden Musealisierung deutlich: die Sammlungen sind teils riesig, allein es fehlt an den finanziellen und personellen Möglichkeiten zum Erhalt, zur Dokumentation und zur Erforschung. Werden die Dinge mittelfristig doch noch zu Müll?

5.

Alles hängt, so scheint es, am Konzept: Warum sollen die Dinge bewahrt werden, warum Geld und Energie aufgewandt, um Dinge zu bearbeiten, die doch so gewöhnlich sind?

Zunächst möchte ich ein ganz banales Argument ins Feld führen: Was nicht gesammelt ist, ist nicht vorhanden, steht als Quelle nicht zur Verfügung. Keine Forschung, keine Ausstellung, weder Film noch Fernsehen könnten funktionieren, ohne dass die materielle Kultur als Bildlichkeit, Materialität und wissenschaftlich auswertbare Quelle zur Verfügung steht.

Das zweite Argument ist die zwangsläufige Alterung: Was heute noch (fast) neu ist, vertraut aus dem täglichen Gebrauch, kann eine Generation später schon historisch sein. Die Dinge werden seltener, unbekannter, auch teurer.

Das dritte und eigentlich wichtige Argument ist jedoch der Erkenntnisgewinn und damit der Kern musealer Arbeit. Die Objekte der Gegenwart finden ihr Gegenüber in den Menschen, die sie entwickelt, produziert, gekauft und genutzt haben. Das Sammeln aus der Gegenwart heraus ermöglicht es, das Erfahrungswissen mit den Dingen zu dokumentieren, herauszufinden, was es mit den Dingen auf sich hat, also ihren Gebrauchswertcharakter in der musealen Sammlung zu verankern. Wenn man so will, ist das Sammeln der Gegenwart eine

begleitende Dokumentation, eine Soziologie der Sachbeziehungen, eine Ethnologie des Alltags. Das kann durchaus auch kulturelle Bezüge beinhalten, bietet aber auf jeden Fall die Chance der Dokumentation grundlegender Informationen und, was wohl das Wichtigste ist, sozialer Praktiken. Vergewärtigen wir uns an einem einfachen Beispiel, was das heißt: Musik begleitet unser Leben und aus musealer Perspektive sind es unter anderem die Archivierungsmittel, die uns Aufschluss über die lebensweltliche Bedeutung von Musik geben können. Heute laden sich Jüngere ihre bevorzugte Musik aus dem Internet herunter, die MP3-Dateien befinden sich auf Computerfestplatten und Handys, eigentlich ist das Hauptmedium des Musikkonsums, der MP3-Player, bereits veraltet. Gleiches gilt für den Star der 1990er, den CD-Player, der eigentlich nur noch in Autoradios überlebt. Die Jugendlichen der 1970er Jahre sind mit dem Kassettenrecorder aufgewachsen, die der 50er und 60er Jahre mit dem Tonbandgerät. Im Vor-Internetzeitalter wurde die Musik von Schallplatten oder Bändern kopiert und aus dem Radio aufgenommen, nötigenfalls sogar mit dem Mikrofon. Davor gab es nur eins: eine Platte kaufen. Vor 1900 gab es so gut wie keine Musikkonserve, da galt die Devise: live hören oder selber machen. Mit all diesen Geräten und Tonträgern sind spezielle Praktiken des Musiksammelns und Musikhörens verbunden. Die Bedeutung dieser materiellen Hinterlassenschaft erschließt sich, das ist offensichtlich, aus dem Wissen um die mit ihnen verbundenen kulturellen und sozialen Praktiken, aus dem Wissen ihrer Nutzer. Es besteht also ein gravierender Unterschied zwischen dem „begleitenden Sammeln“ der Gegenwart und dem „nachträglichen Sammeln“ der Vergangenheit.

6.

Damit sind wir beim Problem des Gedächtnisses angelangt. Museen begreifen sich als Teil der Gedächtnisbildung, indem sie die materielle Kultur gleichsam als Archiv und Speicher zur Verfügung stellen. Sie werden als Teil des kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft begriffen. Dies ist nicht nur ein wichtiges Argument für ihre Finanzierung aus öffentlichen Mitteln, sondern bezeichnet auch ihre Beziehung zur Dauerhaftigkeit. Nach Aleida Assmann, die sich auf Gedächtnistheorien der 1920er Jahre bezieht, unterscheiden wir zwischen dem Kommunikations-Gedächtnis und dem kulturellen Gedächtnis. Das kommunikative dauert maximal drei Generationen, den Zeitraum der mündlichen Überlieferung zwischen den Generationen – oder auch zwischen schenkenden Nutzern und sammelnden Museen. Das kulturelle Gedächtnis ist Verfestigung jenseits der Kommunikationsmöglichkeit, hier ist das zuvor Dokumentierte in „Geschichte“ geronnen oder, wenn man so will, wird zu Geschichte re-interpretiert. Pierre Nora hat dies in seinem Essay zu den „Orten der Erinnerung“ in seiner ganzen Problematik beschrieben: Weder Kuratoren noch Publikum können sich noch aus erster Hand informieren.

7.

Gut beobachten können wir den Prozess des Übergangs vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis im Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR. Was in den 1990er Jahren als Projekt des begleitenden Sammelns begonnen wurde, ist heute ein historisch gewordener Fundus. Damals wurde als Sammlungsstrategie festgelegt, dass *das* gesammelt wird, was die „Miterlebenden“, so ein Begriff des Zeithistorikers Hans Rothfels, für aufhebenswert halten – die Sammlung ist also gleichsam ein Abbild des Bewahrungswürdigen aus der Sicht der Nutzer von außer Gebrauch gekommenen Gebrauchsgütern. Ohne auf die Details des Sammlungsmanagements einzugehen – auch bei uns sind Personal und Depotfläche begrenzt – erscheint mir wesentlich, dass Schenkung und Kommentar zusammengehen und wir auf diese Weise eine Schneise in die scheinbar unendliche Warenwelt schlagen können. Nicht die Interpretation des Kurators in der ganzen Zeitlichkeit seiner Geschichtsinterpretation ist das Sammlungsraaster, sondern die gesellschaftliche Situation der Sammlungsbildung und das Aussetzen der Müllphase.

Künftige Generationen können und sollen die entstandene Sammlung nutzen, wie es für ihre Zeit angemessen erscheint und sich nicht auf das beschränken müssen, was andere vor ihnen für wichtig erachtet haben – oftmals ohne Beleg für ihre Überlegungen und Entscheidungen.

8.

Abschließend sei noch einmal pointiert gesagt, worin die Bedeutung des begleitenden Sammelns liegt:

Erstens: Es geht darum, ein Zeitfenster zu nutzen, das die Möglichkeit einer komplexen Dokumentation von Informationen bietet, die jenseits der Schriftlichkeit liegen. Nach diesem Zeitfenster verengen sich die Chancen erheblich, oftmals entscheidend.

Zweitens: Es geht um die Beziehungen zwischen dem Museum und der Realität, in der es tätig ist und, konkreter, um das Verhältnis der Museumsmitarbeiter/-innen zu ihrer Umwelt. Wissenschaftliche, auch sammelnde und dokumentierende Arbeit, ist nicht losgelöst von Fragestellungen, Ideen, Urteilen und Vorlieben derjenigen, die sie ausüben. Sicher nehmen wir uns eine kritisch-nüchterne, auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhende Arbeit zum Vorbild für unser eigenes Tun. Ob wir das einlösen können, überlassen wir aber meist allein der kritischen Selbstreflexion. Wenn wir uns der Gegenwart sammelnd zuwenden, sind wir von den Zufällen der Überlieferung befreit und gleichzeitig in der Lage, die Gegenwart als künftige Vergangenheit zu begreifen und uns zu überlegen, was wohl überlieferungswert ist. Allerdings: Intuitivität allein reicht nicht, nur gemeinsam mit anderen können wir uns über Prioritäten und Aufgabenteilungen verständigen.